

Kocka, Jürgen

Article

Zurück zur Erzählung? Plädoyer für historische Argumentation

Geschichte und Gesellschaft: Zeitschrift für historische Sozialwissenschaft

Provided in Cooperation with:

WZB Berlin Social Science Center

Suggested Citation: Kocka, Jürgen (1984) : Zurück zur Erzählung? Plädoyer für historische Argumentation, Geschichte und Gesellschaft: Zeitschrift für historische Sozialwissenschaft, ISSN 0340-613X, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, Vol. 10, Iss. 3, pp. 395-408

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/122727>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.



WZB-Open Access Digitalisate

WZB-Open Access digital copies

Das nachfolgende Dokument wurde zum Zweck der kostenfreien Onlinebereitstellung digitalisiert am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH (WZB). Das WZB verfügt über die entsprechenden Nutzungsrechte. Sollten Sie sich durch die Onlineveröffentlichung des Dokuments wider Erwarten dennoch in Ihren Rechten verletzt sehen, kontaktieren Sie bitte das WZB postalisch oder per E-Mail:

Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH
Bibliothek und wissenschaftliche Information
Reichpietschufer 50
D-10785 Berlin
E-Mail: bibliothek@wzb.eu

The following document was digitized at the Berlin Social Science Center (WZB) in order to make it publicly available online.

The WZB has the corresponding rights of use. If, against all possibility, you consider your rights to be violated by the online publication of this document, please contact the WZB by sending a letter or an e-mail to:

Berlin Social Science Center (WZB)
Library and Scientific Information
Reichpietschufer 50
D-10785 Berlin
e-mail: bibliothek@wzb.eu

Digitalisierung und Bereitstellung dieser Publikation erfolgten im Rahmen des Retrodigitalisierungsprojektes **OA 1000+**. Weitere Informationen zum Projekt und eine Liste der ca. 1 500 digitalisierten Texte sind unter <http://www.wzb.eu/de/bibliothek/serviceangebote/open-access/oa-1000> verfügbar.

This text was digitizing and published online as part of the digitizing-project **OA 1000+**. More about the project as well as a list of all the digitized documents (ca. 1 500) can be found at <http://www.wzb.eu/en/library/services/open-access/oa-1000>.

Zurück zur Erzählung?

Plädoyer für historische Argumentation*

von Jürgen Kocka

I. Im November 1981 luden Joachim Fest und Christian Meier einige deutsche Historiker ein, an einer Serie mit dem Titel „Historische Kurzgeschichten“ mitzuarbeiten, die in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung in unregelmäßiger Folge erscheinen sollten. Die angesprochenen Historiker wurden gebeten, „aus ihren Forschungsgebieten je eine Begebenheit auszuwählen und auf die denkbar anschaulichste Weise so zu erzählen, daß einem breiteren Publikum nicht nur das Ereignis selber, sondern auch ein Stück Strukturgeschichte vermittelt“ werde. Die Einladenden konstatierten ein überraschend wiedererwachtes Interesse an der Geschichte in der breiten Öffentlichkeit, dem die professionelle Geschichtswissenschaft mit ihrer hohen Spezialisierung und Neigung zur Strukturgeschichte nicht recht zu entsprechen verstünde. Die geplante Reihe sollte dazu beitragen, dieses Defizit zu verringern. – Einige Monate später wurde das Unternehmen abgebrochen. Die Begründung: Kaum einer der eingesandten Aufsätze erfüllte die gestellte Forderung, auf anschauliche Weise eine Begebenheit zu erzählen und damit für ein breites Publikum Zugang zu einem Stück Strukturgeschichte zu öffnen.

Ende 1981 erhielt der amerikanische Historiker Gordon A. Craig den „Historikerpreis der Stadt Münster“, der damit erstmalig für ein Werk der Geschichtsschreibung verliehen wurde, „das auf hohem fachlichen Niveau eine Epoche der europäischen Geschichte mit ihren Gegenwartsbezügen darlegt und Beachtung über Fachkreise hinaus findet“. Craig erhielt den Preis für seine sehr erfolgreiche „Deutsche Geschichte 1866–1945“. In seiner Dankesrede setzte sich Craig kritisch mit neueren Tendenzen der Geschichtsschreibung auseinander. Ihre Hauptthemen seien, so meinte er, heute allzu sehr die „verborgenen Kräfte oder die Schwankungen in der Fertilität, Tendenzen der Bevölkerungsentwicklung, die klimatischen Veränderungen und andere Dinge“. Das Ziel gekonnter Geschichtsschreibung sei aber, wie schon Thukydides gesagt habe, das Studium der Menschen in ihren Umständen, nicht der Umstände selbst. Es sei erschreckend zu beobachten, „wie viele der jüngeren Historiker ... sich dem Produzieren von Spezialstudien auf Lebenszeit verschrieben zu haben scheinen“. „Erzäh-

* Unwesentlich überarbeiteter Vortrag, gehalten auf der Jahrestagung der Western Association for German Studies in Madison, Wisconsin (30. 9.–2. 10. 1983); sowie auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Amerikastudien in Kiel (24.–27. 5. 1983).

lende Geschichte“, so führt er aus, „ist zum großen Teil analytischer Geschichte gewichen, die oft höchst technisch in ihrem Gehalt ist und dargestellt wird in quantitativen und mathematischen Ausdrücken; eine wachsende Zahl historischer Schriften wird historiographischen und methodologischen Fragen gewidmet“. Geschichte sei aber letztlich keine „exakte Wissenschaft, sondern eine humanistische Disziplin“. ¹ Daß Craig mit dieser Einschätzung kein Außenseiter ist, zeigt nicht zuletzt der große Verkaufserfolg seines preisgekrönten Buches. In dasselbe Bild könnte passen, daß zu den größten geschichtswissenschaftlichen Bucherfolgen der letzten Jahre in der Bundesrepublik drei Biographien gehörten (übrigens alle von Wolf Jobst Siedler verlegt): die Doppelbiographie über Bismarck und seinen Bankier Bleichröder von Fritz Stern; Lothar Galls „Bismarck“ und Christian Meiers „Cäsar“.

Schließlich eine dritte Beobachtung: Innerhalb der Sozialgeschichte gewinnt eine meist von jüngeren Historikern geförderte Strömung oder Sichtweise an Boden, für die sich das ungenaue Wort „Alltagsgeschichte“ als Bezeichnung einbürgert. Diese Strömung ist dadurch gekennzeichnet, daß sie sich vor allem für die alltäglichen Erfahrungen und Wahrnehmungen, das Alltagsverhalten und die Lebensweise – die „Kultur“² – der kleinen Leute früherer Zeiten interessiert, weniger für die übergreifenden Strukturen und Prozesse wie Industrialisierung, Staatsbildung oder Revolution. Sie konzentriert sich auf die Rekonstruktion kleinerer überschaubarer Lebenswelten im Wandel, auf Lebensläufe, auf die Geschichte einer Familie oder eines Dorfes, auf die Entschlüsselung der Bedeutung eines Festes oder eines Streiks. Sie ist oft stark von kulturanthropologischen Fragestellungen geprägt. Jedenfalls manche Vertreter dieser Richtung möchten ihren Gegenstand, die kleine Welt der kleinen Leute, selbst zum Sprechen bringen, gewöhnlich mit viel Sympathie und Verständnis. Manche von ihnen meinen, daß der kalte Blick des analysierenden Sozialhistorikers dabei nur stören und schaden könne.³

1 G. A. Craig, *Der Historiker u. sein Publikum*, in: *Erster Träger des Historikerpreises der Stadt Münster*. Gordon A. Craig, Hg. Oberstadtdirektor der Stadt Münster (Presseamt), Juli 1982, S. 41–77, Zitate S. 57, 67, 55, 57.

2 Dieses Wort erlebt derzeit eine inflationäre Verwendung und ungenaue Ausweitung, die seine Brauchbarkeit stark reduziert. So z. B. in A. Berdahl u. a., *Klassen u. Kultur. Sozialanthropologische Perspektiven in der Geschichtswissenschaft*, Frankfurt 1982, S. 11 (Einleitung). – Ähnlich verschwommen und folgenlos erscheint der Begriff bei M. Stürmer, *Das ruhelose Reich. Deutschland 1866–1918*, Berlin [1983], S. 95–119: Unter der Überschrift „Politische Kultur“ werden neben politischen Symbolen und politischem Stil u. a. Probleme des Föderalismus, die Reichsverfassung, Bismarcks Staatsstreichdrohungen sowie Wahlen und Parlamente behandelt.

3 Vgl. J. Kocka, *Klassen oder Kultur? Durchbrüche u. Sackgassen in der Arbeitergeschichte*, in: *Merkur* 36. 1982, S. 955–65 (als Auseinandersetzung mit einschlägiger Literatur); als Replik M. Broszat, *Plädoyer für Alltagsgeschichte*, in: ebd., S. 1244–48. – Siehe auch die Debatte zwischen D. Peukert und A. Lütke in: *Das Argument* 140. 1983, S. 536–49; sowie den Beitrag von K. Tenfelde zu diesem Heft; außerdem die Sammlung von Diskus-

Diese drei Beobachtungen könnten leicht durch andere, auch im westlichen Ausland, ergänzt werden.⁴ Sie verweisen, so verschieden sie sind, auf ein Gemeinsames: Sie implizieren Kritik an einer allzu sehr auf Strukturen und Prozesse konzentrierten, theoretisch angereicherten, analytisch vorgehenden Geschichtswissenschaft; sie signalisieren eine erneute Hochschätzung fürs historische Erzählen. „Erzählen“ meint dabei, und so soll der Begriff auch im folgenden benutzt werden, eine Form der Darstellung, für die das zeitliche Nacheinander von beschreibbaren Ereignissen und verstehbaren Handlungen zentral ist, nicht aber die Analyse von Strukturen und Prozessen, obwohl durchaus beabsichtigt sein kann, durch die Erzählung von Begebenheiten und Handlungen Licht auf Strukturen und Prozesse zu werfen. Wenn hier und im folgenden Erzählung primär als Darstellungsprinzip verstanden wird, dann in dem Bewußtsein, daß die Darstellung auch die Art beeinflußt, in der ein geschichtswissenschaftliches Problem gestellt und seine Erforschung betrieben wird. Erzählung meint also, streng genommen, nicht nur einen Sachverhalt auf der Darstellungsebene, sondern auch etwas, das auf die Forschung zurückwirkt, allerdings nur in indirekter Weise. Diese oder eine ähnliche Bedeutung hat meiner Überzeugung nach der Begriff „Erzählung“, wenn man neuerdings wieder verstärkt nach erzählender Geschichtsschreibung ruft. Das, was durch mehr Erzählung ersetzt, verändert oder doch in seiner vermeintlichen Dominanz zurückgedrängt werden soll, ist eine stärker strukturgeschichtlich, stärker theoretisch, stärker analytisch orientierte Geschichtswissenschaft. In diesem Verständnis stehen Erzählung und Theorie durchaus in Gegensatz, zumindest in Spannung miteinander. Anders ergibt die gegenwärtige Forderung nach mehr Erzählung in der Geschichtswissenschaft ebensowenig Sinn wie die anfangs notierten drei Beobachtungen oder der Titel dieses Beitrags. Natürlich gibt es andere, sehr viel umfassendere und komplexere Bedeutungen des Begriffs „Erzählung“, besonders bei den Literaturwissenschaftlern, aber auch in der geschichtstheoretischen Diskussion – man denke an Arthur C. Danto oder Hayden White. Für den Philosophen Hans Michael Baumgartner meint „Erzählung“ nicht nur die temporale Struktur historischer Texte und Argumentationen, sondern eine in den Grundbedingungen menschlicher Existenz angelegte fundamentale und notwendige Auslegungsform von Wirklichkeit.⁵ Ähnlich weit ist der Erzählungsbegriff, den der Geschichtstheoretiker Jörn Rüsen benutzt: Erzählen ist für ihn „eine

sionsbeiträgen in H. Süssmuth (Hg.), *Historische Anthropologie. Der Mensch in der Geschichte*, Göttingen 1984. Bes. die Beiträge von H. Medick, D. Peukert u. J. Kocka.

4 Viel beachtet die Kehrtwendung von Lawrence Stone (*The Revival of Narrative: Reflections on a New Old History*, in: *Past & Present* 85. 1979, S. 3–24; wd. in ders., *The past and the present*, London 1981, S. 74–96).

5 M. Baumgartner, *Erzählung u. Theorie in der Geschichte*, in: J. Kocka u. Th. Nipperdey (Hg.), *Theorie u. Erzählung in der Geschichte*, München 1979, S. 259–89; in diesem Band auch weitere Beiträge zum Thema, bes. v. K. Stierle, W. Hardtwig u. J. Rüsen.

lebensnotwendige kulturelle Leistung“, „eine elementare und allgemeine Sprachhandlung, durch die Zeiterfahrungen gedeutet, d. h. auf oberste Gesichtspunkte der bewußten Organisation der menschlichen Lebenspraxis bezogen werden.“⁶ „Erzählung“ faßt Rüsen damit so weit, daß Theorieverwendung und diskursive Argumentation durchaus Formen von Erzählung sein können, sofern sie nur in spezifischer Weise auf Veränderung menschlicher Wirklichkeit in der Zeit bezogen und in lebensweltlich-gegenwärtigen Orientierungsbedürfnissen der Menschen verwurzelt sind. Damit wird das Spannungsverhältnis zwischen Theorie und Erzählung, zwischen einer analytisch verfahrenen und einer erzählenden Geschichtswissenschaft eingeebnet, wegdefiniert, unterlaufen. Erzählung wird damit zum Inbegriff historischen Umgangs mit der Wirklichkeit überhaupt. In diesem Verständnis ist Erzählung nicht mehr eine „spezielle Umgangsweise mit Geschichte neben anderen“ (S. Quandt), sondern das Konstitutionsprinzip von Geschichtswissenschaft überhaupt, und zwar ohne jede anti-theoretische, anti-strukturgeschichtliche Spitze.

Man kann natürlich den Erzählungsbegriff so weit definieren. Dann haben alle Historiker, auch die entschiedensten Verfechter theoretisch verfahren der Strukturgeschichte, immer erzählt (vielleicht mit einigen ganz wenigen Ausnahmen). Nur, an der gegenwärtig wieder aktuellen Kontroverse zwischen den Vertretern einer stärker strukturgeschichtlich-theoretisch und den Vertretern einer stärker erzählenden Geschichtswissenschaft definiert man sich dadurch vorbei. In dieser aktuellen Kontroverse geht es nicht um einen so ausgeweiteten, anspruchsvollen, vom üblichen Sprachgebrauch überdies weit entfernten Erzählbegriff, sondern um Erzählung ungefähr im vorhin skizzierten engeren Sinn, der dann auch im folgenden gemeint ist, wenn von „Erzählung“ gesprochen wird.

II. Um den Sinn und die Berechtigung der Forderung nach mehr Erzählung richtig abschätzen zu können, ist es notwendig, sich etwas genauer zu vergegenwärtigen, *wogegen* sie sich wendet. Welches sind die Trends in der jüngeren Geschichtswissenschaft der Bundesrepublik, gegen die sich der Ruf nach mehr Erzählung kritisch wendet? Zwei solche Trends möchte ich hervorheben, wobei ich die Beispiele vor allem aus der Neuzeitgeschichte seit dem späten 18. Jahrhundert wähle.

1. Im Unterschied zu früheren Jahrzehnten haben sich struktur- und prozeßgeschichtliche Zugriffe zunehmend durchgesetzt. Zurückgedrängt wurden dabei ereignisgeschichtliche, handlungsgeschichtliche und erfahrungsgeschichtliche Zugriffe. Zum Beispiel: Wirtschaftshistoriker sprachen lieber über Industrialisierung statt über die Gründung eines Unternehmens.

6 J. Rüsen, Geschichtsdidaktische Konsequenzen aus einer erzähltheoretischen Historik, in: S. Quandt u. H. Süßmuth (Hg.), *Historisches Erzählen. Formen u. Funktionen*, Göttingen 1982, S. 129–70, hier S. 135.

Politikhistoriker schrieben eher über die Parlamentarisierung oder die Entwicklung des Parteiensystems in Deutschland als über die Motive von Bebel oder Stresemann. Sozialhistoriker debattierten über Klassenbildung und soziale Ungleichheit, und nur selten erzählten sie die Lebensgeschichte eines Bauern oder einer Arbeiterfamilie. Kulturhistoriker kümmerten sich um die innere „Logik“ der „plebejischen Kultur“, statt die Freuden und Leiden eines Heimarbeiters zu rekonstruieren oder sich mit einzelnen großen Kunstwerken zu beschäftigen. Diese Beispiele sollen zeigen: Die Hinwendung zur Geschichte der Strukturen und Prozesse war und ist keine Besonderheit der Wirtschaftsgeschichte oder der Sozialgeschichte, sie findet sich auch in der Politik-, der Kultur-, der Religionsgeschichte. Der Gegenbegriff zu „Strukturgeschichte“ ist nicht „Kulturgeschichte“, sondern „Ereignisgeschichte“ oder „Handlungsgeschichte“ oder „Erfahrungsgeschichte“.⁷

Was steckte hinter diesem starken Interesse an der Geschichte von Strukturen und Prozessen? Letztlich eine tiefgreifende Erfahrung, die sich in Deutschland und anderswo Bahn brach: die Erfahrung von der großen Macht der Verhältnisse. Habermas hat das wirkungsvoll auf den Begriff gebracht: die Geschichte gehe nicht in dem auf, was die Menschen wechselseitig intendieren. Man kann hinzufügen: Es klafft meistens ein riesiger Spalt zwischen Handlungsintentionen und Handlungsfolgen. Nur ein Teil der historischen Wirklichkeit war in den Erfahrungen und im Bewußtsein der jeweils Lebenden offenbar und präsent, viele Handlungs- und Erfahrungsbedingungen dagegen nicht. Deshalb reicht es auch nicht, Handlungen, Erfahrungen und Ereignisse erzählend zu rekonstruieren, wie das manchem Alltagshistoriker heute wieder vorzuschweben scheint. In den 1960er und 1970er Jahren war die Hinwendung zur Struktur- und Prozeßgeschichte mit scharfer Kritik am Historismus verbunden, dem man sicherlich nicht zu Unrecht vorwarf, das Interesse der Historiker vor allem auf das Verstehen von intendiertem Sinn, menschlichen Handlungen und erfahrbaren Begebenheiten eingeengt zu haben.⁸

Diese strukturgeschichtliche Stimmung war und ist weit verbreitet. Sie wird von vielen Historikern geteilt, die sich ansonsten sehr unterscheiden. Mit dieser Hinwendung zu Strukturen und Prozessen glich die Entwicklung in der Bundesrepublik im Prinzip der Entwicklung in anderen Ländern.

2. Etwas weniger verbreitet war und ist dagegen der zweite Trend, gegen den der Ruf nach „mehr Erzählung“ sich wendet. Gemeint ist die vor allem

7 Zur Abgrenzung von „Struktur“ und „Prozeß“ gegenüber „Ereignis“ und „Handlung“ vgl. J. Kocka, Sozialgeschichte. Begriff, Entwicklung, Probleme, Göttingen 1977, S. 74–77; auf der Grundlage von: R. Koselleck, Darstellung, Ereignis u. Struktur, in: G. Schulz (Hg.), Geschichte heute, Göttingen 1973, S. 307–17.

8 Vgl. G. G. Iggers, Vom Historismus zur Historischen Sozialwissenschaft. Ein internationaler Vergleich, München 1978, S. 97–156. Das genaue Habermas-Zitat in: Zur Logik der Sozialwissenschaften. Materialien, Frankfurt 1970, S. 116.

in den späten 1960er und 1970er Jahren beobachtbare Neigung zu einer theoretisch orientierten, analytischen Geschichtswissenschaft. Diese Neigung zur theorieorientierten Geschichte dürfte in der Bundesrepublik stärker als in Frankreich, England und in den USA gewesen sein. Im Programm und teilweise wohl auch in der Praxis dieser „Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft“ ist theorieorientierte Geschichtswissenschaft besonders vertreten.⁹ Aber auch in den Schriften vieler anderer Historiker nahm die Theoriehaltigkeit zu. Was heißt das?

Theorieorientierung bedeutete in der Regel nicht, nach allgemeinen nomologischen Gesetzen zu suchen und die Geschichtswissenschaft zu einer Gesetzeswissenschaft machen zu wollen. Auch bedeutete Theorieorientierung nicht unbedingt Quantifizierung; tatsächlich haben sich ja statistisch-quantifizierende Methoden in der deutschen Geschichtswissenschaft viel weniger durchgesetzt als in der amerikanischen oder in der französischen, und auf diesem Gebiet gibt es für Historiker hierzulande weiterhin viel zu tun. Jedenfalls gibt es berühmte und weniger berühmte Beispiele für theorieorientierte, aber nicht quantifizierende Geschichtsschreibung, bei Max Weber und Norbert Elias, Barrington Moore oder Reinhart Koselleck.¹⁰ Theorieorientierung bedeutete vielmehr den flexiblen Gebrauch expliziter Begriffe, Modelle und Theorien – oft aus den benachbarten Sozialwissenschaften – zur Strukturierung des Gegenstandes, zu seiner Abgrenzung, zur Verknüpfung von Teilaspekten und wohl auch zur Erklärung. Klassenbegriffe in der Tradition von Marx oder Weber wurden in der Arbeitergeschichte verwandt, Modernisierungstheorien zur Interpretation des Kaiserreichs oder auch sozialpsychologische Theorien in der Mentalitätsgeschichte. Bei der Verwendung in der historischen Forschung wurden solche Theorien meistens modifiziert, den spezifisch historischen Bedürfnissen angepaßt. Oft wurden mehrere Theorien miteinander verknüpft und in idealtypischer Weise gebraucht. Sie dienten als organisierende Prinzipien für komplexe historische Argumentationen. Die Überzeugung brach sich Bahn, daß es fruchtbar und nützlich sein kann, systematische Begriffe aus der Gegenwart für die Erschließung der Vergangenheit zu benutzen, statt möglichst wenig von der Sprache der Quellen abzuweichen. Hans Rosenbergs Verwendung der Konjunkturtheorien von Kondratieff und Schumpeter in seinem Buch „Große Depression und Bismarckzeit“ (erstmalig 1967) wurde zum klassischen Modell für viele theorieorientierte Historiker. – Auch die Bereitschaft zur methodologischen Selbstreflexion gehörte zur theorieorientierten Geschichtsschreibung. Max Weber stand Pate, Ziel war es, die eigenen begrifflichen Entscheidungen zu explizieren, auch um sie debattierbarer und kritisierbarer zu machen. Mit Dogmatismus hatte das

⁹ Vgl. das „Vorwort der Herausgeber“, in: GG 1. 1975, S. 5–7.

¹⁰ Vgl. J. Kocka, Theorieorientierung u. Theorieskepsis in der Geschichtswissenschaft. Alte u. neue Argumente, in: Historische Sozialforschung. QUANTUM Information 23, Juli 1982, S. 4–19.

nichts zu tun, ganz im Gegenteil, wohl aber mit kritischem Engagement. Viele, die Theorien in der Geschichtswissenschaft verteidigten, betonten zugleich die gesellschaftlichen und politischen Funktionen ihrer Wissenschaft, ihre traditionskritischen, ideologiekritischen Aufgaben, ihren Beitrag zur Emanzipation. Theorieorientierte Geschichtswissenschaft war nie als Glasperlenspiel gemeint, sondern als Anstrengung mit Praxisrelevanz.¹¹

Strukturgeschichtliche Betrachtungsweise bei vielen, Theorieorientierung bei manchen – was bedeutete das für die historiographische Darstellung? Es bedeutete nicht, daß die betreffenden historischen Werke primär aus Tabellen oder Formeln bestanden – das taten sie in der Regel nicht. Allerdings spielte die klassische Erzählung, für die das zeitliche Nacheinander von beschreibbaren Ereignissen und verstehbaren Handlungen zentral ist, in diesen historischen Werken ebenfalls keine dominante Rolle. Die der theoretisch orientierten Geschichtswissenschaft angemessene Darstellungsform ist weder die Tabelle noch die Erzählung, sondern – die historische Argumentation. Was heißt das? Häufig ist dabei die Reflexion auf die Bedingungen und Folgen des einmal gewählten Zugriffs, den man nach Berechtigung und Grenzen diskutiert, im Lichte alternativer, nicht-gewählter Zugriffe. Das führt dazu, daß Begriffe scharf definiert werden, daß der Fluß der Erzählung durch Definitionen wie durch begriffshistorische und begriffsstrategische Erwägungen unterbrochen wird, daß man innehält, um mindestens anzudeuten, was man wegläßt. Die Darstellung wird reflexiver. Dies schadet der flüssigen Eleganz, erhöht aber – hoffentlich – die Durchschaubarkeit der Darstellung und damit ihre Rationalität. Man gebraucht komplexe Begriffe, oft ein wenig entfernt von der Alltagssprache. Man verschmährt es, mit suggestiven Mitteln zu arbeiten. Die Lektüre wird dadurch nicht leichter. Es entsteht eine Argumentation eigener Art, die mit Fragen und Antworten, Thesen, Zweifeln und Überprüfungsansätzen arbeitet, mit dem Mittel des Kontrasts und der Analogie. Erzählung im anfangs definierten Verständnis ist das nicht. Jedoch gilt es, zwei Einschränkungen zu machen, damit keine falschen Fronten entstehen:

1. Die Hinwendung zur Struktur- und Prozeßgeschichte war bei den meisten Autoren nicht absolut. Selbst wenn man sich vor allem für die strukturellen Bedingungen interessierte, die den Aufstieg des Nationalsozialismus ermöglichten – späte Nationalstaatbildung von oben, abgeblockte Parlamentarisierung, Traditionen des Illiberalismus, die Inflation, die Weltwirt-

11 Vgl. J. Kocka, Theorien in der Geschichtswissenschaft, in: ders. u. a., Theoriedebatte u. Geschichtsunterricht, Paderborn 1982, S. 7–27 (mit weiterer theoretischer Literatur und Hinweisen auf theoretisch orientierte Forschungsarbeiten). – Sehr klärend zur Bedeutung und Rolle von Theorie in der historischen Forschung: J. Meran, Hypothetische Geschichte? Zur Konstruktion u. Anwendung von Theorien in der Geschichtswissenschaft, Diss. phil. Hamburg 1983; erscheint vorauss. 1985 in der Reihe „Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft“ (Göttingen).

schaftskrise u. a. m. –, mußte man die Person Hitlers ausführlich würdigen, wenn man den Nationalsozialismus und seinen Sieg, seine Herrschaft und seine Niederlage wirklich verstehen wollte. Kein ernst zu nehmender Historiker wird das leugnen, allerdings werden viele die Frage nach den Bedingungen, unter denen ein einzelner Mann solche große Bedeutung gewinnen konnte, für ebenso wichtig oder wichtiger halten. Auch der analytischste Bevölkerungshistoriker, in der Regel an langfristigen Strukturen und Prozessen interessiert, wird nicht leugnen, daß einzelne Ereignisse wie die Pest des 14. Jahrhunderts oder auch Kriege die schönsten Kurven durcheinanderbringen können. Und ein drittes Beispiel: „Bismarck und der Imperialismus“ von Hans-Ulrich Wehler ist sicher ein stark strukturgeschichtliches Buch, aber mit langen Abschnitten über die Befürchtungen und Hoffnungen, die Haltungen und Verhaltensweisen der damaligen „business community“ und der damaligen Entscheidungsträger. Bei aller Betonung der Strukturgeschichte sind also die Handlungen und die Erfahrungen, die Ereignisse und die Einzelpersonen in der jüngeren Geschichtsschreibung keinesfalls ganz ausgeblendet worden – von Einzelfällen einmal abgesehen.

2. Trotz aller Theorieorientierung und bei aller Neigung zur analytischen Argumentation haben Historiker in der Regel weiterhin in Kategorien des Vorher und Nachher gedacht und geschrieben. Das Interesse an der Veränderung der Wirklichkeit in der Zeit eint, wie mir scheint, die Historiker verschiedenster Couleur. Insofern enthielten und enthalten auch die sehr theoretisch-analytischen Werke durchaus erzählende Elemente.

Wenn heute in der Bundesrepublik „zurück zur Erzählung“ gerufen wird, dann richtet sich das nicht gegen die Übermacht der Quantifizierer, denn die gibt es nicht, hier noch weniger als anderswo.¹² Wenn hier und heute mehr Erzählung gefordert wird, dann richtet sich das ebenfalls nicht gegen irgendwelche Formen von ökonomistischem Determinismus oder Dogmatismus anderer Art, denn auch die spielen in der ernsthaften Geschichtswissenschaft der Bundesrepublik so gut wie gar keine Rolle. Vielmehr richtet sich der Ruf „zurück zur Erzählung“ gegen eine gewisse Dominanz der Strukturgeschichte, gegen theorieorientierte Geschichte und gegen die ihr angemessene Darstellung, die historische Argumentation.

Wie kommt es zu dieser Kritik? Warum bläst der warme Wind des Neo-Historismus der theorieorientierten Struktur- und Prozeßgeschichte und insbesondere der Historischen Sozialwissenschaft so lebhaft ins Gesicht?

12 Die seit 1976 bestehende „Arbeitsgemeinschaft für Quantifizierung und Methoden in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung – QUANTUM“ hat durch Veröffentlichungen, Methodenkurse, Hilfestellungen und Dienstleistungen verschiedener Art zur Verbreitung quantifizierender Methoden entscheidend beigetragen. Es ist unglücklich, daß es bisher nicht gelungen zu sein scheint, dieser Initiative eine feste institutionelle Basis zu schaffen. M. E. sind die großen, jedoch mühsam zu realisierenden Erkenntnismöglichkeiten, die die quantifizierende Geschichtsforschung (auf EDV-Basis) verspricht, hierzulande noch längst nicht ausgeschöpft worden.

Aus der bisherigen Darstellung dürfte deutlich geworden sein, daß ich die strukturgeschichtlichen Akzente, die theoretischen Neigungen und die analytische Einfärbung von Teilen der jüngeren Geschichtsschreibung für deutliche Fortschritte halte. Die Erklärungskraft der Geschichtswissenschaft hat dadurch hinzugewonnen; sie ist scharfsinniger und intellektuell ehrlicher geworden; sie hat es gelernt, Tiefenschichten der historischen Wirklichkeit zu erschließen, die ihr früher verschlossen waren. Gerade wenn man dieser Überzeugung ist, muß man sich fragen, was hinter der kritischen Forderung nach mehr Erzählung eigentlich steckt und welche Berechtigung diese Forderung ggf. besitzt. Eine Antwort auf diese Frage soll abschließend in fünf Punkten versucht werden:

1. Es gibt in der Tat einige abschreckende Beispiele in der analytisch-theoretischen Geschichtswissenschaft. Dazu rechnen solche Werke, in denen der theoretische Aufwand das empirische Ergebnis bei weitem übersteigt und insofern das Grundprinzip ökonomischer Darstellungsweise verletzt wird. Dazu rechnen auch solche Werke, die im Namen rigider „scientific standards“ aufwendig Unwichtiges darstellen und Wichtiges abblenden, weil seine Untersuchung unter solchen Standards nicht möglich erscheint. – Man kennt auch Arbeiten, in denen die Theorieorientierung zu einer ganz scharfen Spezialisierung, d. h. zur weitgehenden Herauslösung des Untersuchungsgegenstandes aus dem historischen Kontext geführt hat (besonders in der Wirtschaftsgeschichte) – zweifellos ein Verlust. Oft scheint sich der Ruf nach Erzählung gegen solche Extremfälle zu richten, und das ist verständlich. Aber die Rückkehr zur Erzählung ist nicht die einzige Alternative. Szientismus und Erzählung bezeichnen nämlich nur die beiden Extreme eines breiten Spektrums historischer Darstellungsweisen. Zwischen ihnen befindet sich das breite Territorium der historischen Argumentation, mit sehr vielen Wegen, oft begangenen und neu zu entdeckenden.

2. Auch sollte man sehen, daß die zunehmende Theorieorientierung in einer damals jüngeren Generation westdeutscher Historiker oft mit kritisch-politischem Engagement Hand in Hand ging und von dem Reformklima und der Aufbruchstimmung der späten 60er und frühen 70er Jahre stark getragen wurde.¹³ Davon sind wir heute, in den 80er Jahren, weit entfernt. Theorieskepsis ist weit verbreitet, und zwar nicht nur in der Geschichtswissenschaft. Zweifel an der Planbarkeit von Politik und Fortschrittsskepsis prägen bei uns das intellektuelle Klima. Fin de siècle-Stimmung greift um sich. Man vergleiche die Studentenbewegung von 1968 mit den jugendlichen Protestbewegungen heute. Damals war die anspruchsvolle Debatte über Theorie und Praxis ebenso ein Teil des Protests wie die

13 Vgl. u. a. die Einleitung H.-U. Wehlers zu E. Kehr, *Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preußisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. u. 20. Jahrhundert*, Berlin 1965 (1976³); W. J. Mommsen, *Geschichtswissenschaft nach dem Historismus*, Düsseldorf 1971; als Überblick über die Theoriediskussion 1969–1973: A. Sywottek, *Geschichtswissenschaft in der Legitimationskrise*, Bonn 1974.

Demonstration selbst. Die heutigen Signale der Revolte heißen dagegen eher „Leben“, „Angst“ und „Bewegung“. Man will Erfahrungen machen, aber nicht unbedingt begrifflich reflektieren. Schließlich steckt in jeder begrifflichen Anstrengung ein Versuch der Bewältigung, der Überwältigung, wird mancher sagen, dem die moderne Zivilisation vor allem als zerstörerische und hybride Überforderung erscheint. Das Moment an „Disziplin“ und „Herrschaft“, das in der Tat jeder Theorie eigen ist, trägt zur heutigen Theorieskepsis gerade in der jüngsten Generation bei.

Postmodern ist chic, auch in der Geschichtswissenschaft. Inhaltlich zeigt sich das etwa an der sympathisierenden Aufwertung traditionaler Lebenswelten, an der oft unkritischen Hochschätzung für die „Kultur der kleinen Leute“ des 18. und 17. Jahrhunderts und für deren „Widerstand“ gegen Aufklärung und Reform, auch in der tiefen Skepsis gegenüber der Modernisierung seit dem späten 18. Jahrhundert, gegenüber dem „Projekt der Moderne“. ^{13a} Methodisch sind Theorieskepsis, Naserümpfen über Quantifizierung, Verzicht auf begriffliche Schärfe und der Ruf nach eleganter, eingängiger Erzählung Ausdruck der neuen Stimmung: Aufwertung der Vor-moderne mit traditionellen Mitteln und postmoderner Ideologie, kein vielversprechendes Unternehmen.

Bei manchen Vertretern der „Alltagsgeschichte“ läßt sich das beobachten. Da gibt es die Illusion von der theoriefreien „Geschichte von innen und unten“. Danach soll der Historiker Erfahrungen der kleinen Leute rekonstruieren, mit Verständnis und Sympathie. Er soll die damals Lebenden selbst zum Sprechen bringen, statt ihnen die eigene Begrifflichkeit aufzuzwingen. Gegen solche Illusionen ist an die Historismuskritik der letzten Jahrzehnte zu erinnern und auf ihren Ergebnissen zu insistieren. Es gibt keinen direkten wissenschaftlichen Weg zur historischen Wirklichkeit. ¹⁴

13a Vgl. generell zum Problem: J. Habermas, Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft, Frankfurt 1981, S. 576 ff. – U. a. auch: P. L. Berger u. a., Das Unbehagen in der Modernität, Frankfurt 1975.

14 Dies betont jetzt zu Recht auch H. Medick in seinem Beitrag zu diesem Heft (oben S. 306). Doch bleibt er bei seinem Anspruch, daß eine ethnologisch bzw. sozialanthropologisch orientierte Geschichtswissenschaft einem prinzipiell anderen Verhältnis von Theorie (des Historikers) und zu untersuchendem Gegenstand verpflichtet sei als die insofern in Max Webers Tradition stehende „Historische Sozialwissenschaft“. Er verweist auf „thick description“ als Alternative, die die „eingeborene Theorie der historischen Subjekte“ rekonstruierend ernst nehme statt der zu erforschenden historischen Wirklichkeit die Theorien, den Zugriff des Historikers aufzustülpen. Dazu ist zweierlei zu sagen: 1. Auch wer für theoretisch orientierte Geschichtswissenschaft in der Tradition Max Webers und im Sinne „Historischer Sozialwissenschaft“ eintritt, zielt nicht auf ein mechanisches, dichotomisches Verhältnis von Theorie und Empirie ab, so als ob irgendeine Theorie von außen an einen erst dadurch bekanntwerdenden, in den Quellen gegebenen Gegenstand heranzutragen würde. So verläuft theorieorientierte historische Forschung nicht, so wurde sie auch nicht beschrieben. Vielmehr werden Theoriebildung und -auswahl schon durch ein vorgängiges Vorverständnis vom Gegenstand gelenkt, das allerdings durch Theoriegebrauch präzisiert und im Laufe des Forschungsprozesses meist auch stark modifiziert wird. Im For-

3. Das Interesse der Öffentlichkeit an den Werken der Historiker hat nicht nur zugenommen, es hat sich auch in den Akzenten verschoben. Vor einigen Jahren wurden die kritischen und urteilsbildenden Funktionen der Geschichtswissenschaft betont, wenn man sich bemühte, die „gesellschaftliche Relevanz“ des in die Enge getriebenen Faches zu erläutern. Heute sind solche Diskussionen seltener geworden, dafür wird aber eine andere Leistung der Geschichte betont, die seinerzeit eher nebenbei erwähnt wurde: nämlich die Stiftung individueller und kollektiver Identität, von der es angeblich zu wenig gibt.¹⁵ In der Konsequenz dieses Arguments liegt dann die Hoffnung, daß *erzählte* Geschichte solche Identität eher sichern kann als eine analytisch-sezierende, argumentierende, nicht-narrative Darstellung. Nicht jeder wird diesem Argument zu folgen und Identitätsangebote um den Preis wissenschaftlicher Genauigkeit und Durchschaubarkeit zu machen bereit sein. Aber:

4. sollte man einräumen, daß die Forderung nach mehr Erzählung auch auf einige Defizite in der stärker analytischen Geschichtsschreibung der letzten Jahre hinweist. Insofern sollte man die Kritik aufnehmen und positiv zu verarbeiten suchen. Leider ist nämlich nicht zu bezweifeln, daß theoretisch

schungsprozeß kommt es überdies i. d. R. zur Anpassung des anfangs gewählten Zugriffs, zur Modifikation der gewählten Begriffe, Modelle und Theorien – als Konsequenz ihrer Konfrontation mit den Quellen und ihrer Verknüpfung mit der darin vermittelten Empirie. Auch nach dem Verständnis der Historischen Sozialwissenschaft spielt sich im Forschungsprozeß ein Wechselwirkungsverhältnis zwischen Theorie und Empirie ab. – 2. Medick bleibt weiterhin eine genaue Bestimmung des Verhältnisses zwischen der „eingeborenen Theorie der historischen Subjekte“ und der auch von ihm gewünschten „systematischen Interpretation“ des Historikers schuldig. Er weicht in Metaphorisches aus (S. 307) oder glaubt (S. 314), daß die „dichte Beschreibung“ „von sich aus über sich hinaus zu den systematischen Problemen“ führe. Dies halte ich für eine Illusion, der Medick erliegt, weil er darauf verzichtet, das konstruktivistische Moment jedes Rekonstruktionsprozesses, die aktiv auswählende und systematisierende Leistung des Forschers, der sich als Ethnologie mit einer fremden Kultur oder als Historiker mit Quellen konfrontiert sieht, näher zu beschreiben. Wenn er das täte, käme er zu einem realistischeren Begriff dessen, was wir als Historiker tun (ganz gleich, ob wir anthropologisch orientiert arbeiten oder nicht). Das erkennende Subjekt und die zu erkennende Wirklichkeit werden nie eins. Wissenschaftliche Erkenntnis aus dem Innern der zu erkennenden Wirklichkeit heraus kann es nicht geben. Zum historisch-sozialwissenschaftlichen Erkennen (auch in seiner kulturanthropologisch-ethnologischen Variante) gehört die aktiv-gestaltende (auswählende, verknüpfende, in Beziehungen setzende, konstruierende) Leistung des Forschers hinzu (nicht aber dessen sympathisierende Selbst-Hingabe an die zu erforschende Wirklichkeit). Die Orientierung an den Fragen und Antworten der Ethnologie bzw. Kulturanthropologie kann der Sozialgeschichte zweifellos große Bereicherungen bringen. Aber ein neues, anderes Verhältnis von Theorie und Empirie, von Begreifen und Quellen ergibt sich dadurch nicht.

15 Vielleicht darf man daran erinnern, daß historisch begründete Identität sich meist leichter durch Denkmals- und Traditionspflege sowie durch Legenden als durch wissenschaftliche Geschichte stiften läßt und daß andererseits die Infragestellung von Selbstverständlichkeiten und die Kritik von Traditionen zum Geschäft der Wissenschaft gehört; diese dürfte, wenn sie sich ernst nimmt, deshalb eher zur Lockerung von Identitäten beitragen (und damit der Erweiterung von Freiheitsspielräumen) als zur Stiftung von Identität. Als Apparat in einer „Identitätsfabrik“ eignet sich *Geschichtswissenschaft* nur schlecht.

orientierte, strukturgeschichtliche Darstellungen gerade dem nicht-professionellen Publikum oft spröde erscheinen, schwer zu vermitteln und deshalb wirkungsarm sind. Gerade wer die Praxisrelevanz der Geschichtswissenschaft gern beschwört, wie manche Vertreter der Historischen Sozialwissenschaft, wird über dieses Problem nicht hinwegsehen können. Dieses Problem ist jetzt drängender als vor einigen Jahren, weil die Öffentlichkeit wieder mehr von der Historie erwartet. Und wer will schon nur für seine Kollegen schreiben! Was ist zu tun?

Man sollte nie mehr theoretischen Aufwand treiben als von der Sache her nötig. Das gilt sicher auch für die Verwendung von Fachsprache. Theorie ist vor allem Mittel zum Zweck. – Vielleicht sollte man überdies doch überlegen, ob theorieorientierte *Darstellungen* stärker dem innerprofessionellen Verkehr vorbehalten bleiben sollten, während das ans breite Publikum gerichtete Buch sich einfacherer Darstellungsformen bedienen mag. – Schließlich sollte man ernst nehmen, daß Strukturen und Prozesse in Handlungen und Ereignisse „eingehen“, diese beeinflussen und in diesen zur Erscheinung kommen, *wenn auch nicht zur Gänze und nicht ohne Brechung*.¹⁶ Man kann deshalb stärker als bisher versuchen, die Strukturen und Prozesse über Ereignisse und Personen zur Darstellung zu bringen und *insofern* auch zu erzählen. Dies ist eine große Kunst, doch gibt es in der Geschichtsschreibung durchaus Beispiele dafür, daß man Strukturen in Ereignissen zur Anschauung bringen und *insofern* anschaulich erzählen kann. Man denke an einige Passagen von E. P. Thompsons Arbeitergeschichte, an „Montaillou“ von Le Roy Ladurie oder an Carlo Ginzburgs „Der Käse und die Würmer“. Auch Fritz Stern ist es in einigen Kapiteln gelungen, im Zusammenspiel seiner beiden Helden Bismarck und Bleichröder einige Aspekte des Verhältnisses von Politik und Ökonomie im Kaiserreich oder auch den Salon-Antisemitismus in der damaligen deutschen Oberschicht anschaulich zu machen. Dasselbe Ziel verfolgte die anfangs erwähnte Initiative der FAZ, der man besseren Erfolg gewünscht hätte. Allerdings hat die narrative Übersetzbarkeit der Struktur- und Prozeßgeschichte ihre Grenzen, wie man auch an den genannten Werken aufzeigen könnte.¹⁷ Es

16 Vgl. die oben Anm. 7 zit. Literatur.

17 Zu Sterns Buch „Gold und Eisen“ vgl. J. Kocka, Bismarck-Biographien, in: GG 7. 1981, S. 572–81, bes. 579 (zur Grenze des Versuchs, Strukturzusammenhänge personen- und handlungsgeschichtlich zu verdeutlichen); dort auch zu den Schwächen von Galls Bismarck-Biographie, was den Versuch betrifft, die Geschichte des Helden mit der Geschichte der Verhältnisse zu verknüpfen und diese durch jene zu erschließen. – Am ehesten gelingt das unter den genannten drei Biographien in Christian Meiers „Cäsar“, einem hoch reflektierten, durch theoretische Überlegungen vorbereiteten und geprägten, ein wenig Erzählung mit viel Argumentation verschmelzenden Buch. Zuzustimmen ist auch den meisten Teilen von: Chr. Meier, Die Notwendigkeit neuer Synthesen. Zur Lage der Geschichtswissenschaft, in: Civis 1. 1983, S. 48–53 (bereits mit vielen der hier vertretenen Argumente). Ich würde allerdings – anders als ebd., S. 50f., 53 – für einen schärferen Begriff von „Erzählung“ plädieren, die Grenzen der Erzählbarkeit stärker betonen und an

bleibt eine Spannung zwischen Theorieorientierung und Breitenwirkung der Geschichtswissenschaft. Was ihre Erklärungskraft steigert, schmälert manchmal ihre Eleganz und Verständlichkeit.

5. Kritiker wie Gordon Craig bemängeln, daß die modernen analytischen Historiker „den Menschen“ hinter all den Strukturen, Prozessen und Konstellationen aus den Augen verlieren.¹⁸ Diese Kritik kann nicht recht überzeugen. Denn über einen direkten unbegrifflichen Zugang zu den Menschen vergangener Zeiten verfügen wir als Historiker nicht. Aber der Vorwurf kann trotzdem einen wahren Kern haben, und zwar in folgender Hinsicht: Die Theorien, die in den letzten Jahren von Neuzeithistorikern vor allem benutzt wurden, stammten zumeist aus der Ökonomie, aus der Soziologie, aus der Politikwissenschaft: Theorien des sozialen Protests, Konjunkturtheorien, Modernisierungstheorien usw. Diese Theorien waren so beschaffen, daß sie die Untersuchung von Strukturen und Prozessen erleichterten, die Verknüpfung mit den Handlungen und Erfahrungen aber manchmal erschwerten. Man nehme als Beispiel Theorien des sozialen Protests. Sie haben die Historiker dazu befähigt, den Zusammenhang zwischen verschiedenen Protestformen einerseits, Industrialisierung, Lebensstandard, Urbanisierung und Staatsbildung andererseits zu untersuchen. Sind häufige Streiks und Tumulte Resultate von Entwurzelung der Unterschichten, oder setzen sie eher deren Integration voraus? Solche Fragen wurden verfolgt, auf durchaus interessante Weise.¹⁹ Aber die Hoffnungen und Ängste, Erfahrungen und Haltungen der protestierenden Leute blieben dabei oft merkwürdig am Rande. Strukturen und Prozesse wurden eindringlicher untersucht als Erfahrungen und Handlungen, obwohl doch beides eng zusammenhängt und man nicht sagen kann, man hätte ein historisches Phänomen wirklich begriffen, wenn man eine dieser beiden Dimensionen – gleich welche – vernachlässigt.

Hier liegt auch ein berechtigter Kern der alltagsgeschichtlichen Herausforderung.²⁰ Wo nötig, wird man strukturgeschichtliche Einseitigkeiten korri-

die Erzählung nicht zu hohe Erwartungen knüpfen; gerade Synthese ist erzählend wohl nicht zu erzielen. Andererseits sollte man Erzählung nicht gegen „historische Sozialwissenschaft“ ausspielen. Diese schließt hermeneutische Erkenntnis- und erzählende Darstellungsverfahren nicht aus. Zum Begriff „historische Sozialwissenschaft“ vgl. meinen Versuch der Umschreibung in: K. Bergmann u. a. (Hg.), Handbuch der Geschichtsdidaktik, Bd. 1, Düsseldorf 1979, S. 136–38.

18 So auch die viel Anklang beim Publikum findende Bemerkung von Fritz Stern in der Berliner Reichstags-Diskussion anlässlich des 50. Jahrestags des 30. Januar 1933: M. Broszat u. a. (Hg.), Deutschlands Weg in die Diktatur, Berlin 1983, S. 141.

19 Siehe vor allem Ch. Tilly u. a., *The rebellious century 1830–1930*, Cambridge 1975; die Diskussion in GG 3. 1977, bes. die Beiträge v. H. Volkmann, H.-G. Haupt, K. Hausen u. H. Hohorst u. R. Tilly. Zuletzt weiterführend: H.-G. Husung, *Protest u. Repression im Vormärz. Norddeutschland zwischen Restauration u. Revolution*, Göttingen 1983. – Ähnlich argumentieren in diesem Heft oben S. 338 C. Lipp u. W. Kaschuba.

20 Insofern ist auch die Kritik von Medick oben S. 295 ff. nicht völlig unberechtigt. Aber er übertreibt. Auch Autoren, die das Programm einer Historischen Sozialwissenschaft ganz

gieren. Aber nicht mit einer neuen erfahrungsgeschichtlichen Einseitigkeit. Auf die Verknüpfung der Struktur- und der Handlungsgeschichte, der Prozeß- und der Erfahrungsgeschichte kommt es an. Ohne Theorie wird sie selten gelingen, und „zurück zur Erzählung“ ist kein Rezept.²¹

oder teilweise teilen, haben i. d. R. die Erfahrungen und Verhaltensweisen der Betroffenen nicht völlig vernachlässigt; auch haben sie i. d. R. vor dem Problem der Verknüpfung von Struktur- und Prozeßgeschichte einerseits, Erfahrungs- und Handlungsgeschichte andererseits weder die Augen geschlossen noch gepaßt. Das gilt für die in Anm. 19 genannten protesthistorischen Werke ebenso wie für H.-U. Wehlers „Bismarck und der Imperialismus“, für R. Rürups Studien zum Antisemitismus, für H. Reifs Buch über den Münsteraner Adel im 18. und 19. Jahrhundert oder für K. Tenfeldes Untersuchung der Bergarbeiter im Ruhrgebiet – um nur einige wenige Beispiele zu nennen.

- 21 Es sei noch einmal auf die oben getroffenen und begründeten Definitionsentscheidungen hingewiesen (S. 397). In dieser Diskussion um die Rolle der Erzählung in der Geschichtswissenschaft kommt es sehr leicht zum Schattenboxen. Man muß unbedingt sagen, was man mit „Erzählung“ meint, wenn man ihren Ort zu bestimmen, ihre „Wiederbelebung“ zu betreiben oder zu verhindern sucht. Es gehört zu den vielen Schwächen des oben in Anm. 4 zit. Artikels von Stone, daß er sich nicht recht entscheiden kann, was er unter „Erzählung“ versteht.